



Die psychogenen Ursachen der Weltentstehungsmythen

Von Kurt Bangert

Wenn Theologen oder Archäologen die biblischen Geschichten auf ihre Ursprünge und Quellen hin untersuchen, wird es manchen Bibelgläubigen, insbesondere wenn sie von der Historizität biblischer Aussagen überzeugt sind, recht unbehaglich, weil sie befürchten, dass diese Forscher bei ihrem Versuch, ein historisch gesichertes Minimum sicherzustellen, die maximale göttliche Wahrheit verraten könnten.

Und wenn gar von Mythen und Mythologien gesprochen wird, taucht bei manchen bibelfesten Christen das Schreckgespenst der „Entmythologisierung“ des Neutestamentlers Rudolf Bultmann auf, worunter die meisten lediglich verstehen, dass viele der biblischen Geschichten einfach nicht wahr seien. Damit aber tun sie der Bedeutung des Mythos grundsätzlich unrecht.

Was sind Mythen?

Mythen sind Überlieferungen, die sich mit der Entstehung der Welt, des Menschen, eines Volkes oder mit den Erlebnissen und Erfahrungen unserer Vorfahren und Helden befassen. Mythen wachsen auf dem Boden der Wirklichkeit. Sie repräsentieren individuelle und kollektive menschliche Erlebnisse von existentieller Tragweite. Sie sind wahr weniger im Sinne historischer, geologischer, astronomischer oder biologischer Faktentreue als im Sinne grundsätzlicher seelischer Grundwahrheiten.

Die Kenntnis der Mythen eines Volkes erlaubt ein Verständnis des Verhaltens und der Identität dieses Volkes. Unsere Mythen stellen unser kollektives Unterbewusstsein dar. Sie sind unsere Denkvoraussetzungen, die vorgegeben sind, bevor wir zu denken und zu handeln beginnen. Mythen sind nicht nur Geschichten der Vergangenheit, sondern auch Deutungsbilder, mit deren Hilfe wir unsere Gegenwart begreifen. Wir entwickeln Mythen über uns als Individuen, über uns als Volk und über unsere Welt als Ganzes. Mythen sind Erklärungsbilder, die den Zweck haben, unser Verständnis von uns selbst und der Welt zu vereinfachen.

Mythen haben nicht nur den Sinn, uns vereinfachte Weltbilder anzubieten, sondern helfen uns, menschliche Rätsel und existentielle Unbegreiflichkeiten einzuordnen, zu erklären und gegebenenfalls auch zu verklären. Sie wollen verarbeiten, was uns als Verirrungen und Verwirrungen im tiefsten Inneren berührt und betrifft. Mehr als von den Anfängen und Zerstörungen der Welt erzählen sie von den Ursprüngen und Verstörungen der Seele. Sie sind Zeugnisse existentieller Bedrohungen und traumatischer Verletzungen, aber auch wundersamer Bewahrungen und Erlösungen. Schöpfungsmythen beispielsweise haben nicht nur die Aufgabe, dem Menschen die Weltentstehung zu erklären, sondern sind auch eine reflexive Verarbeitung menschlicher Urerfahrungen.

Der Mythos steigt aus den Erfahrungen der Seele empor und damit aus einer Dimension, die der Mensch von jeher als göttlich wahrgenommen hat. Der Mythos stellt somit eine



Verbindung her zwischen existentieller menschlicher Wirklichkeit und dem, was er als göttliche Offenbarung erlebt. Im Mythos erschließt sich dem Menschen eine sakrale, göttliche Wirklichkeit, die er weniger mit seinem Verstand als mit seinem Unbewussten, seiner Seele begreift. Aber diese sakrale Dimension des Seelischen ist das eigentlich Wirkliche; es ist das, was den Menschen in seinem inneren Kern berührt.

Der Mythos dient nicht nur, so sagten wir, als Welterklärung, sondern auch als Weltorientierung. So wie die Schöpfung aus dem Chaos hervorgegangen ist, hilft der Mythos dem Menschen, aus dem ihn bedrohenden Chaos seiner Orientierungslosigkeit herauszufinden in eine Welt der Ordnung und des Verstehens. Der Mythos erlaubt es dem Menschen, die Himmelsrichtungen und damit den „Erdkreis“ festzulegen. Darum ist der Kosmos um ihn herum meist kreisförmig und geschlossen; er konstituiert die Ordnung von Welt und Mensch.

Bei den Achilpa-Australiern gibt es einen Ursprungsmythos, gemäß dem Numbakula, ein göttliches Wesen, aus dem abgestorbenen Stamm eines Gummibaumes einen heiligen Pfahl, den Kauwa-auwa, geformt hat, an dem er dann, nachdem er ihn mit Blut beschmierte, hochklettert, um im Himmel zu verschwinden. Dieser Pfahl stellte für diese Ureinwohner Australiens eine Art kosmische Achse dar, die der Orientierung dient. Solange der Pfahl da ist, wissen die Achilpa nicht nur, wo ihre „Mitte“ ist, an der sie sich bei ihren vielen Ausflügen orientieren können, sie haben durch ihn auch eine dauerhafte Verbindung zum Himmel. Der Pfahl versinnbildlicht sozusagen die vertikale und horizontale Ausrichtung des Stammes. Berichten zufolge glauben die Achilpa, dass, würde der Pfahl zerstört werden, sie dem Tod geweiht wären, weil dann ihre Verbindung zur Transzendenz und damit ihre göttliche Orientierung verloren ginge.

Dieses Beispiel¹ zeigt, wie der Mythos hilft, den Lebensraum eines Volkes zu „kosmisieren“. Durch die Kosmisierung wird dieser menschliche Raum geheiligt. In einem Kosmos zu leben bedeutet, in einem sakralen Raum zu leben, die Verbindung zu den Göttern aufrecht zu erhalten und auf diese Weise Orientierung für das Leben zu gewinnen.

In vielen Kulturen zeigt sich diese Art der Orientierung übrigens auch an der Bauweise der Häuser, die oft rund (den Erdkreis darstellend) und manchmal mit einem Pfahl in der Mitte versehen sind, der das Zelt oder das Strohdach hält und die kosmische Achse, also den Mittelpunkt der Welt, symbolisiert.

Es gibt unterschiedliche Arten von Mythologien: Göttersagen und andere religiöse Mythen, Königs- und Heldensagen, Katastrophemythen, moderne Mythen, die sich moderne Gesellschaften selbst erschaffen und die sie zuweilen sorgsam pflegen (um unbequeme Realitäten zu erklären), ja es gibt sogar naturwissenschaftliche Mythen. Wir wollen uns hier vor allem mit Weltentstehungs- oder Schöpfungsmythen befassen.

Weltentstehungsmythen

Rund um die Welt finden wir Weltentstehungsmythen, die bei aller Verschiedenartigkeit doch erstaunliche gemeinsame Muster aufweisen. In ihnen ist oft von einem Gott oder mehreren Göttern die Rede. Es geht um die Erschaffung der Welt ebenso wie um die Erschaffung des Menschen, um den primordialen Urzustand und die Trennung von Himmel und Erde sowie von Wasser und festem Land. Die Mythen handeln auch vom

¹ Quelle: Mircea Eliade, *Die Schöpfungsmythen*, Patmos Verlag, Düsseldorf, 2002, S. 16.



paradiesischen Zustand und der Vertreibung aus dem Paradies. Es geht um die Auflehnung gegen Gott, um Leben und Tod, um Väter und Mütter, Söhne und Töchter.

In zahlreichen Kulturen spielt bei der Kosmogonie, der Weltentstehung, das Ei eine wichtige Rolle. Das kosmische Ei ist – neben dem Chaos, der Urflut, der Finsternis, dem Meerungeheuer oder dem Urriesen – ein häufig anzutreffendes mythologisches Bild, mit dessen Hilfe der Urzustand unmittelbar vor der Erschaffung der Welt beschrieben wird. Das Ei steht für das anfängliche Ganze, für die ursprüngliche Totalität des vorschöpferischen Seins. Nach einem japanischen Mythos beispielsweise gab es am Anfang ein Ei, in dessen Mitte sich ein Keim befand. In diesem Ei gab es weder Himmel und Erde noch Mann und Frau. Der Keim veranlasst die Trennung von Himmel und Erde und damit auch das Entstehen von Mann und Frau.² Diese Vorstellung von einem kosmischen Ei, in dem Himmel und Erde in einer anfänglichen Einheit miteinander verschmolzen sind, findet sich auch in Mythologien Chinas, Indiens, Indonesiens, Polynesiens und Afrikas.

Wir können bei den Weltentstehungsmythen folgende, häufig wiederkehrende Phasen mit ihren jeweiligen Motiven erkennen: Zunächst das Chaos, die Urflut, die Finsternis oder das kosmische Ei, also die Urtotalität. Dieses anfängliche amorphe Ganze wird zuweilen auch als Seeungeheuer oder eine vielköpfige Schlange dargestellt, aus dessen Zerstückelung die sich neu ordnende Welt hervorgeht. In dieser Urtotalität ist noch alles vermischt und einheitlich, während erst der Schöpfungsvorgang die Differenziertheit der entstehenden Welt hervorbringt.

In einer zweiten Phase ergibt sich in den Weltentstehungsmythen dann meist eine Teilung von Himmel und Erde, manchmal auch – wie im biblischen Schöpfungsbericht – eine Scheidung der oberen Wasser von den unteren Wassern. Diese Trennung kann durch einen aufgerichteten Keim, einen Baum, ein Seil, einen Phallus, durch einen Gott oder einen Menschen erfolgen. Es kann sich auch eine Insel oder eine Lotusblüte aus dem Wasser erheben. In einem taoistischen Schöpfungsmythos beispielsweise herrschte zunächst eine Finsternis ohne jegliche Gestalt. Himmel und Erde waren eins, ebenso Sonne und Mond. Es heißt, dass zu jenem Zeitpunkt alles einem Hühnerei glich, in dem Dotter und Weißerl miteinander vermischt waren. In der Mitte wuchs ein Keimling solange heran, bis er das Ei, dem er entschlüpfte, selbst in Händen halten konnte.

Als weitere Komponente kennen die Mythen das Paradies-Motiv und die heile Welt sowie die Vertreibung aus demselben durch den Sündenfall oder eine anders geartete Auflehnung. Der paradiesische Zustand geht verloren und bleibt in der Folge nur als Erinnerung zurück.

Psychologen, angefangen mit Sigmund Freud, haben in den Mythologien der Völker verschiedentlich Signale frühkindlicher Erlebnisweisen gesehen. Der deutsche Psychologe Norbert Bischof behauptet in seinem monumentalen Werk „Das Kraftfeld der Mythen“,³ dass die Weltentstehungsmythen das Produkt von Rückerinnerungen an Entwicklungsstufen frühmenschlichen Welterlebens seien. Er zeigt auf, wie die Schöpfungsmythen als Niederschlag von Erfahrungen gewertet werden können, mittels derer der frühkindliche Mensch sich seine eigene Welt erschaffen hat. In seiner umfangreichen Darstellung belässt es Bischof nicht nur bei Mutmaßungen, sondern beruft sich auf empirische Forschungen und allgemein anerkannte Erkenntnisse über frühkindliche Entwicklungspsychologie. Gleichwohl versteht Bischof seine Thesen nicht als unzweideutige

² Mircea Eliade, S. 21.

³ Norbert Bischof, Das Kraftfeld der Mythen. Signale aus der Zeit, in der wir die Welt erschaffen haben, Piper, München 2004.



harte Wissenschaft, sondern als ein Deutungsmodell, bei dem er sich in eine Grauzone jenseits akademischer Modeströme vorwagt. Ich finde aber, dass seine Deutungen einen hohen Grad von Plausibilität besitzen, gut begründet sind und deshalb ernst genommen werden müssen. Ich kann seine von ihm sehr ausführlich dargelegten Thesen hier leider nur kurz skizzieren.

Bischofs Argumentation besagt, dass es in den ersten Jahren des menschlichen Daseins einige elementare, traumatische Erfahrungen und Erlebnisphasen des Kindes gibt, die sich tief in das Bewusstsein eines jeden Kindes und damit auch in das kollektive menschliche Bewusstsein eingegraben und nachhaltig die Weltentstehungsmythen geprägt haben. Was heißt das konkret?

In den ersten zwei bis drei Jahren hat das Neugeborene noch kein Bewusstsein seiner persönlichen Identität und Individualität. Es nimmt sich in dieser Phase als identisch mit seiner Umwelt wahr, kann nicht zwischen sich und seinen Eltern unterscheiden, ist mehr oder weniger das, was es von seiner Umwelt empfängt.

Diese frühe Phase ist beobachtbar an drei objektiven Kriterien: An der Art und Weise, wie es sich selbst im Spiegel wahrnimmt, an der Fähigkeit oder Unfähigkeit, empathisch zu sein, sowie am Typus seiner von ihm gemalten Bilder.

Hält man den Kindern in der frühesten Phase einen Spiegel vor, vermögen sie noch nicht, sich selbst darin zu erkennen, sondern neigen dazu, im eigenen Spiegelbild ein anderes Kind zu sehen. Markiert man ihnen einen Fleck ins Gesicht, bringen sie den Fleck im Gesicht ihres Spiegelbildes noch nicht mit sich selbst in Verbindung.

Erst etwa ab dem 18. Monat passiert es, dass sich manche Kinder weigern, in den Spiegel zu schauen. Diese Weigerung hat wahrscheinlich damit zu tun, dass ihnen allmählich die nicht ganz angenehme Wahrheit zu dämmern beginnt, dass es sich bei dem Spiegelbild um die eigene Person handeln könnte. Diese Wahrheit ist aber noch zu bedrohlich, als dass sie sich ihr jetzt schon stellen könnten, weil sie sich noch nicht als Individuum, sondern immer noch als Einheit mit der Umwelt verstehen. Norbert Bischof spricht hier vom „medialen“ Ich, das mit seiner Umwelt verschmilzt, im Gegensatz zum späteren „figürlichen“, d.h. individualisierten, Ich, das sich erst ab der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres herauszubilden beginnt.

Bis zum dritten Geburtstag haben die meisten Kinder dann ein Eigenbewusstsein entwickelt, was sich in Bezug auf ihr Spiegelbild darin zeigt, dass sie sich in ihm nun tatsächlich selbst wahrnehmen. Sie haben keine Angst mehr vor ihrem Spiegelbild, und wenn sie in diesem einen Gesichtsflecken sehen, berühren sie alsbald ihr eigenes Gesicht an der betreffenden Stelle, weil sie diesen Identifikationsschritt bereits vollzogen haben.

Dieser elementare Paradigmenwechsel zeigt sich auch im Verhalten des Kindes anderen gegenüber. Bischof legt aufgrund von Experimenten dar, wie Kinder, die sich selbst noch nicht im Spiegelbild zu erkennen vermögen, auch noch nicht der Empathie fähig sind. Auf das Missgeschick eines Spielgenossen reagieren Kinder in der Frühphase entweder mit Nichtbeteiligung, als ginge sie das Missgeschick überhaupt nichts an, oder sie sind – in einer Übergangsphase – verwirrt, konsterniert und handlungsunfähig. Manche Kinder laufen weinend zu ihrer Mama, weil sie das Missgeschick des Spielgenossen als ihr eigenes Unglück begreifen. Solche Kinder reagieren also entweder autistisch oder verschmelzend, nicht aber empathisch.

Nur diejenigen, die auch ihr Spiegelbild als ihr eigenes Selbstbild wahrnehmen können, sind in der Lage, auf das Missgeschick eines Spielgenossen mitfühlend und empathisch zu



reagieren. Sie vermögen sich von dem Gegenüber uneingeschränkt zu unterscheiden und schicken sich an, dem Spielgenossen aus seiner Not herauszuhelfen.

Mit der Herausbildung der Empathie geht übrigens auch die Trotzphase einher, weil beides, das Mitfühlen und die Bockigkeit, die Realisierung des individuellen Ichs voraussetzt. Mitgefühl kann ein Kind nur empfinden und zeigen, wenn es sich selbst bewusst als getrennt vom anderen wahrnimmt. Diese Selbstwahrnehmung führt aber auch dazu, dass das Kind seinen eigenen Willen ausprobiert und dies zuweilen auch dort tut, wo es eigentlich gar nicht nötig wäre, wo aber die eigene Entscheidungskraft nunmehr als neue, willkommene Erfahrung erlebt und eingeübt wird. Eltern empfinden dieses Verhalten dann zuweilen als trotzig und ungehorsam, sollten es aber als wichtigen, positiven, ja unverzichtbaren Schritt in der frühkindlichen Entwicklung ihres Kindes werten.

Auch beim Malen zeigen sich diese Phasen. Kinder der frühen Phase zeichnen, wenn sie zum Malen ermuntert werden, meist runde Figuren, etwa einen Kreis bzw. zwei oder mehrere konzentrische Kreise, die mit Linien verbunden sind. Oft befindet sich so etwas wie ein Auge im Zentrum. Bischof sieht in diesen runden Figuren die Reflexion des medialen Ichs, das sich selbst als Einheit mit seiner Umwelt empfindet.

In einer Übergangszeit malen die Kinder oft ein rundes Gesicht – sich selbst – mit Augen, Nase und Mund, und an dieses runde Gesicht befestigen sie mehrere Striche, die nun aber eindeutig als Extremitäten erkennbar sind: zwei Striche zur Seite und zwei nach unten. Das eigene Ich wird ansatzweise erkennbar, aber es hat noch keinen figürlichen Leib.

Erst etwa ab dem dritten Lebensjahr bekommt das gemalte Selbstbildnis auch einen Rumpf zugeordnet: Die eigene Figur ist komplett, das Ich wird figürlich als individuelles Selbst wahrgenommen, als Strichmännchen mit Kopf, Körper, Armen und Beinen.

Ab diesem Alter geschieht es auch, dass Kinder, wenn sie malen, eine Art Dreiteilung aufs Papier bringen: ein landschaftliches Oben und Unten, meist mit einer Person oder einem anderen figürlichen Objekt in der Mitte. In den meisten Fällen wird diese Dreiteilung (auf einem Blatt Papier im Landschaftsformat) horizontal nachempfunden: etwa links ein Berg und rechts ein Berg, dazwischen eine Person, eine Brücke oder ein Schiff auf einem Meer. Dieses Muster scheint so durchgängig zu sein, dass die psychologische Deutung sich geradezu aufdrängt:

Das Kind hat offenbar gelernt, sich nicht mehr, wie noch in der Frühphase, mit seiner Umwelt zu identifizieren, sondern erkannt, dass es sich radikal von seiner Umwelt unterscheidet, was sich vor allem auf sein Verhältnis zu Mutter und Vater bezieht. Diese Erfahrung der familiären Dreiteilung ist offenbar so einschneidend wichtig und von so elementarer Bedeutung, dass die Dreiteilung ein immer wiederkehrendes Motiv der Zeichnungen von Kindern ist.

Norbert Bischof zieht nun den Schluss, dass diese primordialen Erfahrungen des frühkindlichen Menschen sich auch in den Weltentstehungsmythen niederschlagen und dass die zahlreichen, sich frappierend ähnelnden Schöpfungsgeschichten vor allem als Ausdruck dieser frühkindlichen Entwicklungen verstanden werden müssen, in der das Kind sich seine Welt selbst erschafft.

Das frühe Ich, das sich selbst noch mit seiner Umwelt identifiziert und sich noch nicht getrennt von seiner Mutter und seinem Vater erkennt, spiegelt sich, so Bischof, in dem amorphen Urchaos, der Urflut, dem kosmischen Ei wider, in dem Himmel und Erde noch eins sind und in dem es noch keinen Unterschied der Geschlechter gibt. Hier ruht der Geist Gottes noch wie ein Nebel über den Wassern. Hier schwimmt alles in einem finsternen, lichtundurchlässigen Ganzen. Hier gibt es noch keinerlei Unterscheidung zwischen oben



und unten, rechts und links, Himmel und Erde, Mann und Frau. Hier gibt es nur das ozeanische Gefühl der symbiotischen Einheit mit dem noch unzertrennten Ganzen.

Die spätere Unterscheidung zwischen sich und der Welt, vor allem zwischen sich und dem Elternpaar, zeigt sich in den Weltentstehungsgeschichten dann mythologisch in der Trennung von Himmel und Erde, der Schöpfung von Mann und Frau, der Herausbildung von Baum, Blüte und Keimling oder auch im Weichen des Wassers vor dem Auftauchen einer Insel.

In einer ägyptischen Darstellung sieht man den liegenden Erdgott Geb und über ihm in einem großen Bogen die Himmelsgöttin Nut. Die Trennung erfolgt in diesem Bild durch den Phallus des Erdgottes, der hoch aufgerichtet zur Himmelsgöttin weist. Dies könnte nach Bischof darauf hindeuten, dass das aufkeimende Bewusstsein der eigenen Identität mit der Erkenntnis über die Doppelgeschlechtlichkeit des Menschen einhergeht. Das bewusst werdende Kind erkennt, dass Papa und Mama unterschiedlichen Geschlechts sind und dass das Kind einem dieser beiden Geschlechter angehört.

Die Trennung von Himmel und Erde wird in den Schöpfungsmythen oft als dramatischer Vorgang beschrieben, der nicht ohne Anstrengung, ja Gewalt vonstatten geht. In einigen Mythen schießt der erste Mensch mit Pfeilen auf den Himmel, so dass dieser sich zurückzieht. Oft wird die Trennung von Naturkatastrophen, wie einem Erdbeben oder einer Sintflut, begleitet. Manchmal spielt auch das Feuer eine Rolle.

Die Auflehnung gegen den symbiotischen Urzustand wird oft als Sünde, Schuld und Scham empfunden, was man in der Sündenfallgeschichte von Adam und Eva erkennen kann, die nach dem Essen der verbotenen Frucht nicht nur sich selbst (und die eigene Identität) erkannten, sondern auch starke Schamgefühle empfanden und sich vor Gott verstecken mussten. Ich-Gefühl und Scham gehen zusammen. Es ist das erwachende Ich, das sich von dem durchdringenden Blick des anderen bedroht fühlt, während das frühere Ich, das sich noch als Einheit mit dem anderen wahrnahm, noch keine Scham empfand.

In manchen Mythen wird die Urszene von Drachen oder anderen Ungeheuern bestimmt, welche die Erde und den Himmel zunächst noch zusammenhalten, so dass die Trennung erst durch die eingreifende Kraft der Götter erfolgt. Oft bricht erst mit der Trennung aus der ursprünglichen Finsternis auch das Licht hervor. Nach diesem Entstehungs-Typos wird die Trennung von Himmel und Erde offenbar als etwas Positives aufgefasst.

Andererseits – und das gilt insbesondere für das Paradies-Motiv – kann der symbiotische Zustand auch als ein verloren gegangener Garten Eden gewertet werden, dem nachzutrauern ist, während die Trennung als das Herausfallen aus der ursprünglichen Geborgenheit empfunden wird. Dieser Typus scheint der häufigere von beiden zu sein.

Es sind dies zwei Erlebnisweisen und Deutungsmuster, welche die innere Spannung des heranwachsenden Kindes widerspiegeln. Norbert Bischof bezeichnet diese beiden Deutungsmuster der Weltentstehung oder Mythen-Typen als „emanzipatorisch“ und „nostalgisch“. Der emanzipatorische Typus sieht im symbiotischen Ursprungszustand eine Eingrenzung, aus der der Mensch sich zu befreien hat. Der nostalgische Typus wertet den Ursprungszustand als den schmerzlichen Verlust des paradiesischen Wonnegartens.

Die Erkenntnis der eigenen Identität und der eigenen Geschlechtlichkeit geht beim Jungen übrigens meist andere Wege als beim Mädchen. Erlebt das Kind in der Frühphase die Eltern noch nicht als gegensätzlich, so sieht Bischof in der späteren Phase für Jungen wie Mädchen eine Entfremdung des Kindes vor allem vom Vater, der als getrennt wahrgenommen wird und darum die heile Symbiose der Familie zu zerstören scheint. Die eigene Geschlechtsidentität zwingt daraufhin den Knaben, die Geborgenheit mit der Mutter



aufzugeben und sich zögerlich mit dem gleichgeschlechtlichen Vater zu identifizieren. Diese Identifizierung gelingt zunächst noch nicht, und der Vater wird wie die Mutter als fremde Identität empfunden. Später gelingt diese Identifikation mit dem Vater dann schließlich doch, nimmt sogar freundschaftliche, partnerschaftliche Züge an und ermöglicht so auf Umwegen auch wieder eine neue Beziehung zur Mutter.

Beim Mädchen wird der Vater beim Erwachen des Ichbewusstseins wie beim Jungen ebenfalls als Fremder empfunden, was die Tochter jedoch dazu veranlasst, sich noch enger an die Mutter zu klammern. Doch kann die Bindung an die Mutter den Verlust des Vaters nicht wettmachen, so dass die Tochter im Laufe der Zeit der Mutter sogar überdrüssig wird. Die Beziehung ist also zu beiden Elternteilen unbefriedigend. „Die Tochter“, so Bischof, „separiert sich sowohl vom Vater, dessen Geschlechtsverschiedenheit eine enge Identifikation verbietet, als auch von der Mutter, die zur Symbiose verführen und die Autonomieentwicklung behindern würde.“

Diese schwierige „ödipale“ Phase des Kindes spiegelt sich nach Bischof auch in den Weltentstehungsmythen wider. Schauen wir uns eine der berühmtesten Schöpfungsmythen einmal genauer an:

Enuma Elisch

Das babylonische Schöpfungslied ist nur in Fragmenten erhalten, die zwischen dem 9. und dem 2. vorchristlichen Jahrhundert datiert werden. Allerdings dürfte der Mythos selbst nahezu viertausend Jahre alt sein. Der Text beginnt mit folgenden Versen:

*Als droben die Himmel nicht genannt waren,
Als unten die Erde keinen Namen hatte,
Als selbst Apsu, der uranfängliche, der Erzeuger der Götter,
Mummu, Tiâmat, die sie alle gebar,
Ihre Wasser in eins vermischten,
Als das abgestorbene Schilf sich noch nicht angehäuft hatte,
Rohrdickicht nicht zu sehen war,
Als noch kein Gott erschienen,
Mit Namen nicht benannt, Geschick ihm nicht bestimmt war,
Da wurden die Götter aus dem Schoß von Apsu und Tiâmat geboren.*

In diesem Bericht wird der primordiale Urzustand angedeutet, bei dem die „Wasser in eins“ vermischt waren, als Himmel und Erde noch nicht benannt (d.h. nicht getrennt voneinander) waren, als weder die Götter noch die Menschen in ihrer Eigenständigkeit existieren. Dann aber wurden die Götter ins Dasein gerufen und beginnen alsbald, sich ungebührlich zu betragen:

*Doch ihr Treiben war [Apsu] peinlich,
Ihr Wandel missfiel ihm, denn sie waren erwachsen.
Da begann Apsu, der Vater der großen Götter,
Mummu, seinen Boten [Sohn?], zu rufen und sagte zu ihm:
„Mummu, mein Bote, der du mein Herz erfreust,
Komm, zu Tiâmat wollen wir gehen!“*



Sie gehen also zu Tiâmat, der Mutter, deren Name an das hebräische *tehom* (für die Tiefe des Meeres) erinnert, und eröffnen ihr den Plan, dem unbotmäßigen Treiben der Götter ein Ende zu bereiten und sie zu vernichten. Tiâmat ist nicht einverstanden und ergreift für ihre Kinder Partei. Doch Apsu lässt sich von Mummu bewegen, die Götterkinder umzubringen. Denen jedoch wird der feindselige Plan nahegebracht. Sie sind bestürzt und bleiben stumm. Nur Ea, der klügste und weiseste unter ihnen, ersinnt einen Plan, betäubt Apsu, erschlägt ihn und sperrt Mummu ein. Es ist der Vatermord.

Nach vollbrachter Tat zeugt er mit seiner Gemahlin Damika Marduk, den mächtigsten und weisesten von allen, der nun in höchsten Tönen gelobt und in Superlativen beschrieben wird. Marduk wird nun aufgefordert, die Urmutter zu töten, weil weder Ea noch sonst jemand dies gewagt hätte. Tiâmat, die „Abgrund-Mutter“, erfährt davon und bereitet sich auf diesen Kampf vor, indem sie allerlei Ungeheuer und Schlangen erschafft, die sie schützen sollen. Der Mythos zeichnet Tiâmat gefährlicher denn Apsu, doch Marduk scheut sich nicht, den Kampf gegen die Urmutter aufzunehmen.

*[Sie] stürzten sich aufeinander und begegneten sich im Kampf.
Es bereitete der Herr sein Netz aus, fing sie darin,
Er ließ vor ihr los den schlimmen Wind,
den er aufbewahrt hatte,
Als Tiâmat das Maul auftat, um ihn zu verschlingen,
Warf er den Sturm hinein,
Damit sie ihre Lippen nicht wieder schließen könne.
Die grimmigen Winde füllten ihren Leib.
Ihr Leib blähte sich auf, und ihr Maul blieb offen.
Er schoss einen Pfeil ab, zerriss ihr den Bauch,
Ihr Inneres zerriss er und durchbohrte ihr Herz.
Als er sie bezwungen hatte, tilgte er ihr Leben aus,
Ihren Leichnam warf er zu Boden und stellte sich darauf..
Mit seinem schonungslosen Dolch
Spaltete er ihren Schädel,
Durchschnitt ihre Adern,
Und der Nordwind entführte das Blut in die Ferne.*

Bischof weist darauf hin, dass sich in diesem Abschnitt die Symbolik des Spaltens und Zerreißens häuft, was einerseits auf die typische mythologische Trennung und damit auf das Erwachen der Individualität des frühkindlichen Menschen hindeutet, andererseits aber auch auf die Trennung von der symbiotischen Geborgenheit der Mutter, die er vernichtet, weil er nicht in ihrer ursprünglichen ozeanischen Obhut verbleiben kann.

Marduk, so wird berichtet, schneidet das getötete Ungeheuer (Tiâmat) wie einen getrockneten Fisch entzwei. Mit der einen Hälfte schafft er das Himmelsgewölbe, an das er die Gestirne, Wolken und Wasser setzt. Mit der anderen Hälfte schafft er die unterirdischen Wasser, damit auch Euphrat und Tigris fließen können. Danach beschließt er, „ein großes Werk zu schaffen“:

*Ein Gewebe von Blut will ich machen, Gebein will ich bilden,
Um ein Wesen entstehen zu lassen: Mensch sei sein Name.
Erschaffen will ich ein Wesen, den Menschen.
Ihm auferlegt sei der Dienst der Götter zu ihrer Erleichterung.*



Das, was hier die Götter an Rebellion und Tod veranstalten, sind in Wirklichkeit, so Bischof, Reflexionen der frühkindlichen Erfahrung aus der Zeit, da der Mensch sich seine Welt in dem Moment selbst erschafft, da er sich seiner Getrenntheit von ihr bewusst wird.

Misslungene Emanzipation

Die mythologische Trennung von Himmel und Erde als Ausdruck der Realisierung der eigenen Identität und der Unterscheidung von Vater und Mutter ist als die *Norm* frühkindlicher Entwicklung zu betrachten. Es dürfte aber Fälle geben, da diese Loslösung von den Eltern nicht in vollem Umfang gelingt und statt dessen zeitlebens so etwas wie eine symbiotische Einheit zurückbleibt, die dazu führt, dass diese Kinder nie richtig erwachsen werden und stets in der Verstrickung ihrer Familie verhaftet bleiben. Solche Kinder dürften es schwer haben, selbständig zu leben, dürften auch nur begrenzt beziehungsfähig sein und verharren vielleicht lebenslang in einer elterlichen Wohngemeinschaft, vorzugsweise mit der Mutter.

Bischof verweist in diesem Zusammenhang auf Studien von Roland Grossarth-Maticsek in den frühen Siebziger Jahren, der in akribischer Weise Befragungen bei Rechtsradikalen und Linksradiakalen durchführte, um die sozio-ökonomischen und sozio-psychischen Hintergründe von extremistischen Gruppen zu untersuchen. Seine Forschungen ergaben, dass Linksextremisten meist aus Familien kommen, in denen der Vater schwach oder abwesend und die Mutter vereinnahmend, verwöhnend, also das Kind emotional an sie bindend, erlebt wurde. Die so erzogenen Kinder neigten dann dazu, sich von dieser überprotektiven Mutter zu befreien, weshalb sie Bischof zum emanzipatorischen Mythen-Typ zählt. Nationalismus, Patriotismus und Konservatismus sind ihnen offenbar verhasst.

Bei Rechtsextremisten hingegen spielt die Mutter zwar auch eine wichtige Rolle, sie wird aber eher idealisiert, während der oft als übermächtig erlebte Vater verteufelt wird, weil er die Mutter lieblos und ungerecht behandelt hat. Oft sehnen sich solche Kinder danach, die Mutter gegen den Vater zu verteidigen. Sie neigen zum nostalgischen Mythen-Typ, der traditionelle Werte hochhält, dem Fremden zurückhaltend gegenüber steht, und sich in patriotisch-fundamentalistischer Weise mit der eigenen Nation, dem eigenen Volkstum, der eigenen Subkultur identifiziert.

Ich vermute, dass diese psychosozialen Zusammenhänge sich nicht nur auf gesellschaftliche und politische Einstellungen auswirken, sondern auch auf religiöse Belange. Der emanzipatorische Typ wird die Fesseln religiöser und dogmatischer Erstarrung sprengen wollen, während der nostalgische Typ eher dazu neigt, sich in der symbiotischen Geborgenheit fundamentalistischer Erklärungsmodelle wohl zu fühlen.

Wer beispielsweise als Mitglied einer konservativen Gemeinschaft die biblische Schöpfungsgeschichte wörtlich nimmt, gehört tendenziell eher dem nostalgischen Typ an, weil er das geschlossene Weltbild für sich bewahren will. Er dürfte unter einem übermächtigen Vater gelitten haben und identifiziert sich weitgehend mit der idealisierten Mutter. Wer hingegen die traditionelle Religion als einen unerträglichen Ballast abzuwerfen geneigt ist, zählt zum emanzipatorischen Typ, der sich von seiner ihn stark vereinnahmenden Mutter zu befreien sucht. Ein Vater, der ihn vor seinen Eskapaden retten könnte, ist nicht in Sicht.



Moderne Mythen

Wir modernen Menschen bilden uns zuweilen ein, wir hätten keinen Bedarf an Mythen mehr und hätten unsere Vorstellungswelt von den alten Mythologien weitgehend bereinigt, also „entmythologisiert“. Doch auch diese Meinung dürfte ein Mythos sein (hier im saloppen Sinn gebraucht). Insbesondere die Naturwissenschaften haben den Anspruch, Mythen durch moderne empirische Erkenntnisse und strenge wissenschaftliche Forschungsergebnisse zu ersetzen. Doch wage ich zu behaupten, dass auch die modernen Wissenschaften nicht ohne mythisch-angehauchte Bilder auskommen können, weil die empirischen Befunde und theoretischen Überlegungen der Wissenschaften im Grunde nur dann einen Sinn ergeben, wenn sie jeweils in modellhafte Konstrukte, die „Theorien“ genannt werden, einfließen, die in sich rund und stimmig sein müssen, um dem menschlichen Bedürfnis nach Plausibilität, Bildhaftigkeit und Abgeschlossenheit zu entsprechen. Je griffiger und anschaulicher diese modellhaften Vorstellungen sind, desto größer die Chance, dass sich solche wissenschaftlichen Theorien im allgemeinen Bewusstsein durchsetzen.

Man denke nur an solche Begriffe wie Atom, Milchstraße, Urknall, Schwarzes Loch, um zu verstehen, wie wir uns die Erkenntnisse wissenschaftlicher Forschung in einer geradezu mythologisch anmutenden Weise begreifbar und verständlich machen. Ohne solche vereinfachenden Bilder oder „Mythen“ hätte es die Wissenschaft sehr viel schwerer, ihre oft abstrakten mathematischen Theorien beim Laienvolk zu popularisieren. Mythisch angehauchte Bilder erleichtern es, wissenschaftliche Theorien zu verstehen; sie laufen aber auch Gefahr, die oft noch unzureichend belegten Erklärungsmodelle für „bare Münze“ zu nehmen. Damit will ich aber die naturwissenschaftlichen Weltentstehungsmodelle nicht mit den althergebrachten Schöpfungsmythen auf eine Stufe stellen. Während die alten Mythologien vor allem Reflexionen menschlicher Urerfahrungen und traumatischer Erlebnisse darstellen, stellen moderne wissenschaftliche Sprachmythen immerhin Veranschaulichungen von Beobachtungen oder gut fundierten und überprüften Forschungstheorien dar.

(2007)